

Wo Tinguely lernte, weniger raffiniert zu sein

Die Impasse Ronsin Der englische Künstler, Autor und Kurator Adrian Dannatt steckt hinter der aktuellen, einem Ort gewidmeten Ausstellung im Museum Tinguely. Er weiss, wie aus Müll Kunst entstand.

Markus Wüest

Was macht die Magie eines Ortes aus? Eine kleine, kurze Sackgasse in Paris funktionierte rund hundert Jahre als Anziehungspunkt für Künstlerinnen und Künstler aus aller Herren Ländern. Manche, die dort hausten oder wenigstens dort arbeiteten, dort ihr Atelier hatten, zählen heute zu den ganz Grossen. Der rumänisch-französische Bildhauer Constantin Brancusi (1876–1957) etwa. Er wurde reich und berühmt. Der in Deutschland geborene Maler, Grafiker und Bildhauer Max Ernst (1891–1976) ebenfalls. Andere verbrachten ein paar Jahre an der Impasse Ronsin, nahe dem Bahnhof Montparnasse, und von ihnen weiss die Welt so gut wie nichts mehr.

Adrian Dannatt, selber eine schillernde Figur, ein Multitalent, Autor, Kurator, Künstler, hat mit einer wesentlich kleineren Ausstellung in der New Yorker Galerie Paul Kasmin den Grundstein für die Ausstellung «Impasse Ronsin» gelegt. Wegen seines Buches zur Ausstellung in New York sei Roland Wetzels, Direktor des Museums Tinguely, auf die Idee gekommen, aus dieser legendären Sackgasse sozusagen «eine grosse Kiste» zu machen, sagt Dannatt. Und fügt an: «Museumsdirektoren sind wie Verleger. Sie sagen viel lieber Nein zu Ideen als Ja.»

Improvisierte Seilzüge

Jedenfalls hat Wetzels Ja gesagt und damit zu einer mindestens temporären Auferstehung der Impasse Ronsin beigetragen. Was als Projekt wiederum etwas Magisches hat, denn laut Dannatt gibt es kaum Dokumente über die echte Impasse, die 1971 dem Erdbeben gleichgemacht wurde, als das Hôpital Necker massiv erweitert wurde. «Heute sind dort, wo die Impasse war, die Kinderabteilung und das Leichenhaus des Spitals», sagt Dannatt.

Jean Tinguely (1925–1991) lebte rund fünf Jahre dort. Er zog zusammen mit Eva Aeppli – seiner damaligen Frau – Ende 1954 ein und 1960 mit seiner neuen Frau,



Jean Tinguely am Schweißen im Atelier an der Impasse Ronsin, Paris, ca. 1959. Foto: Hansjörg Stoecklin © Museum Tinguely, Basel

Niki de Saint Phalle, weiter. Adrian Dannatt erzählt, wie Aeppli und Tinguely in ihrem kleinen Studio ein eigens ausgetüfteltes, kleines, aber cleveres System mit Seilzügen nutzten. Je nachdem bekam, wer gerade als Besucher und potenzieller Käufer aufkreuzte, entweder ihre Werke gezeigt oder seine, während umgekehrt jeweils seine oder ihre verborgen werden konnten.

«Als Tinguely nach Paris kam, konnte er kaum von seiner Kunst leben», sagt Dannatt. Wie genau es sich zutrug, dass Aeppli und er

in der Impasse Ronsin landeten, weiss er nicht. Aber: «Es war unglaublich billig, dort zu leben, und in den Künstlerkreisen wusste man das und erzählte sich davon.» Es war extrem billig, aber gleichzeitig verkehrten die Gestopften dort.

Die Künstlerinnen und Künstler an der Impasse waren ja gerade auf diese Besucher angewiesen. Wenn sie Glück hatten, waren das potenzielle Käuferinnen und Käufer. Menschen mit Geld, die den Menschen mit Talent und Kreativität ihre Arbeiten ab-

kauften. Und da waren natürlich «Leuchttürme» wie Brancusi oder Ernst besonders wichtig, denn wer ihretwegen aufkreuzte, entdeckte vielleicht die Werke anderer und erkannte ihren künstlerischen Wert.

Paris hat den Erhalt versäumt

Dannatt weiss zu erzählen, dass Tinguely und Brancusi nicht miteinander auskamen, während ihm der Amerikaner James Metcalf (1925–2012) zur Hand ging und ihm mit einem Schweißgerät – essenziell für die nun ent-

stehenden, grösseren Arbeiten – aushalf.

Die Stadt Paris hat es versäumt, diesen magischen Ort, an dem rund dreissig Ateliers auf engstem Raum waren, in einer gescheiterten Form zu erhalten. Brancusi hatte offenbar geglaubt, man würde mindestens sein Studio für die Nachwelt retten. «Entweder hat man ihn da betrogen, oder er hatte etwas falsch verstanden», sagt Dannatt.

Der 57-jährige Brit hat vor ein paar Monaten ein neues Buch herausgebracht. Es heisst «Doomed

and Famous» und ist eine Sammlung von Nachrufen, wie sie in vielen angelsächsischen Zeitschriften und Zeitungen ihren festen Platz haben. «Doomed and Famous» – also dem Tod geweiht und berühmt – lässt sich in wunderbarer Weise ja auch auf diese ominöse Sackgasse beziehen.

«Da lag überall Zeug herum»

Die einen waren zum Scheitern verurteilt – die anderen wurden berühmt. Was trifft nun spezifisch auf Jean Tinguely zu? Nicht schwer zu erraten. Ihm brachten die fünf Jahre dort den Durchbruch. Er baute an der Impasse Ronsin seine ersten Zeichenmaschinen, erkannte den Wert und den Sinn des Selbsterstörerischen – Konstruktionen, die sich bei der ersten Vorführung gleich in ihre Einzelteile auflösten – und schuf sich selber einen ganz neuen, viel grösseren künstlerischen Horizont.

Adrian Dannatt sagt: «Er lernte, weniger raffiniert zu arbeiten.» Was ja im Grunde eine absurde Feststellung ist: Mit etwas gesundem Menschenverstand muss es ja stets Ziel des Lebens sein, raffiniertes, also ausgeklügeltes und besser, zu werden. Aber entsteht grosse Kunst aus gesundem Menschenverstand? Etwas kam Tinguely in der Impasse sicher zugute: «Da lag überall Zeug herum. Abfall, ungebrauchtes Material. Und er fing an, dieses Material zusammenzustellen.» Statt also das zu suchen, was er für seine Kunst brauchte, machte Tinguely gemäss Dannatt quasi das Gegenteil: «Aus dem, was er sah und fand, entstanden seine Werke. Er war eine Art Elster.» Tinguely sei dort «auf gewisse Weise freier und freier» geworden.

Was macht also die Magie eines Ortes aus? Wenn er sich verwandeln kann. Dann wird aus einer Sackgasse plötzlich eine Startbahn.

Die Ausstellung «Impasse Ronsin» im Museum Tinguely ist bis zum 29. August zu sehen.

Adrian Dannatt: «Doomed and Famous», Random House/Sequence Press 2021, 320 S., ca. 35 Fr.

Basel und die jüdische Kultur

Literaturspaziergang Ein kurzer Stadtrundgang ermöglicht einen Einblick in die lange Geschichte einer faszinierenden Kultur.

Es ist ein sonniger, milder Abend auf dem Leonhardskirchplatz. Vor den Augen zeichnet sich das Bild verkachelter Dächer der Basler Altstadt ab. Wie der Blick langsam von einer Seite zur anderen das Panorama streift, beginnt sich die Welt zu drehen. Eine Tür öffnet sich und lädt auf eine kleine Reise ein. Die Germanistin Martina Kuoni erzählt auf einem Stadtpaziergang an sechs Stationen über die Bedeutung der jüdischen Kultur in Basel.

Das Rad der Zeit um 40 Jahre zurückgedreht, sitzt ein älterer, freundlich dreinblickender Herr hier auf einer Bank unter den Linden am Leonhardskirchplatz. Der Schriftsteller Hermann Kesten ist als einer der Hauptvertreter der Neuen Sachlichkeit im Deutschland der 1920er-Jahre und engagierter PEN-Präsident



Theodor Herzl im Trois Rois, vermutlich 1903. Foto: Jerusalem Post Archive

in der Nachkriegszeit bekannt. Nach Jahren des Exils in den grossen Metropolen der Welt wählte er die ruhige Stadt Basel für seinen Lebensabend aus. Sie

sei eine «sanfte Insel für das Alter», meinte der 77-Jährige, als es ihm nach dem Tod seiner Ehefrau Toni Kesten von Rom zu einer Bekannten aufs Bruderholz zog.

Noch andere scheinen die Meinung Kestens geteilt zu haben – oder fanden hier bei Bekannten und Verwandten einen Anker. So die Übersetzerin und Autorin Thea Sternheim, die 1963 im hohen Alter von 80 Jahren aus finanziellen und gesundheitlichen Gründen zu ihrer Tochter Agnes und deren Mann, dem Lorca-Übersetzer Enrique Beck, nach Basel übersiedelte.

Zehn Jahre zuvor kam Otto Frank mit seiner neuen Frau Elfriede (Fritzi) Geiringer-Markovits in Basel bei der Familie seines Bruders an der Herbstgasse an. Der Vater von Anne Frank überlebte als Einziger seiner Familie in Amsterdam die Deportation. Zunächst von der Mansarde im Haus seines Bruders, dann von Birsfelden aus kümmerte sich Otto Frank um die Veröffentlichung

des Tagebuchs seiner Tochter, deren Botschaft er in allen Teilen der Welt zugänglich machen wollte. 1963 gründete er den Anne Frank Fonds Basel.

Lösung der Judenfrage

Nicht zufällig stellte Basel aufgrund seiner Lage und liberalen politischen Ausrichtung ein Refugium für bekannte jüdische Persönlichkeiten dar.

Von herausragender Bedeutung ist die Durchführung des ersten Zionistenkongresses 1897 im Basler Stadtcasino. Auf der Suche nach einer Lösung der Judenfrage organisierte der Wiener Rechtsanwalt Theodor Herzl eine in der Folge mehrmals wiederkehrende Versammlung. Deren bereits 1897 gefasstes Ziel – die Gründung eines eigenen Staates Israel für das jüdische

Volk – wurde 1948 verwirklicht. 1966 eröffnete in der Basler Kornhausgasse das Jüdische Museum der Schweiz – das erste jüdische Museum im deutschsprachigen Raum.

Hier in der Kornhausgasse endet der Stadtrundgang – vor dem Museum. Quasi gleich der Anschlusszug für die nächste spannende Reise in die Geschichte dieser faszinierenden Kultur, die ebenso diejenige Basels ist wie Basel ein Stück weit die ihre.

Vivana Zanetti

Der nächste Spaziergang zum Thema von Martina Kuoni findet am Sonntag, dem 26. September, um 17 Uhr statt. Weitere Informationen und ein Überblick über weitere Stadtrundgänge finden sich auf der Website der Literaturspur.